

Zweimal getauft

Jakob weinte, herzerreißend. Er stand vor dem Schulzimmer, der Vikar hatte ihn weggewiesen. Nein, er, Jakob, sei nicht katholisch, also sei er auch im Religionsunterricht nicht willkommen. Jakob war sieben Jahre alt. Kürzlich getauft, katholisch. Mit Kerzen, Gebeten, Orgelspiel und Weihwasser, im Beisein der Mutter und der Patin, eine stämmige Metzgersfrau. Sie hieß Gina und stammte aus dem Maggiatal. Ihre Gnocchi waren ein Traum, selbstgemacht und wöchentlich abgeholt, durch das Küchenfenster gereicht und dann nach Hause getragen, in einer gewaltigen gelben Schüssel.

Klar, war Jakob schon einmal getauft worden, als Säugling, in der evangelischen Lukaskirche, zwei Paten drückten, nebst dem Pastor, auf sein Köpfchen, küssten und hätschelten ihn. «Dem lieben Taufkinde», hieß es da in einer Glückwunschkarte, und: «Geleite dich, lieb Patenkind, im Lebensschifflein Himmelswind.»

Jakob eilte schniefend nach Hause, erzählte der Mutter von seinem religiösen Ungemach. Diese war entrüstet – und katholisch. Es ging um ihr ureigenstes Gewissen, das sie, indem sie Jakob nochmals taufen ließ, endlich entlastet hatte. Vater Karl war protestantisch, weshalb Jakobli ursprünglich in die Lukaskirche getragen worden war. Wie der Vater, so der Sohn: ein Protestant musste her. Die Gewissensbisse der katholischen Mutter nützten nichts, Karl zündete eine Brissago an und grummelte nur: Unser Jakob erhält meinen Glauben, auch wenn ich nichts glaube. Basta.

Als Jakob, endlich, katholisch getauft wurde, geschah dies in aller Heimlichkeit. Vater Karl befand sich auf einer Geschäftsreise, vielleicht in Italien oder Holland, einerlei, er



wusste nichts von der religiösen Reinwascherei der Mutter. Von Pfarrer Fässler wurde sie hoch gelobt, für ihren Mut, diesen Schritt ins Himmelreich, die Rettung Jakobs vor der Hölle. Voller Stolz hielt die Mutter die Taufkerze in den Händen, trug diese wie das Schwert eines Kreuzritters aus der Kirche. Jakob, jetzt kommen wir in den Himmel, frohlockte sie ungestüm.

Die Mutter griff beherzt zum Telefon und rief in der Schule an, verlangte den Rektor höchstpersönlich. Mein Sohn ist katholisch, keifte sie. Was fällt Ihnen ein, Jakob vom Religionsunterricht auszuschließen. Ich zeige Sie an, warten Sie nur. Der Rektor blätterte in Jakobs Akten, unter der Rubrik «Religion» stand unmissverständlich «protestantisch». Verehrteste, da lässt sich nichts machen. Ich habe hier die Schulanmeldung, unterschrieben von Jakobs Vater.

Pfarrer Fässler war außer sich, als ihm Jakobs Mutter von dem ungeheuerlichen Vorfall berichtete. Jakob gehört zu meiner Schafherde. Und wenn ihn ein Wolf, wie dieser Rektor, vertreibt, dann gnade ihm Gott. Fässler griff ebenfalls zum Telefon, ließ sich mit dem Rektor verkabeln und beschimpfte ihn, so weit es seine christliche Einstellung zuließ, aufs Gröbste.

Ich habe Jakob getauft, Jakob gehört mir, seine Seele ebenfalls. Der Rektor schnaufte indigniert, schüttelte sein graues Haupt – und gab nach. Ja, wenn dem so ist, Herr Pfarrer, kann ich's auch nicht ändern. Jakobli darf ab sofort in den Religionsunterricht.

Vikar Koller war orientiert. Jakob musste fortan in die Religionsstunde. Mutter war stolz auf ihren Sohn, Jakob dankte dem Herrgott. Der Vater wusste immer noch nichts, bis zu jenem Sonntag, als seine Gattin hochehobenen Hauptes mit Jakob, ihrem endlich katholischen Sohn, die Heilige Messe in der St. Antonius Kirche besuchte. So, so, sagte Karl beim Sonntagsbraten, ihr wart also in der katholischen Kirche. Soweit ich weiß, ist Jakob ein Protestant und hat dort nichts zu suchen. Die Mutter errötete, griff sich an den Busen und flüsterte durch ein Bratenstück hindurch: Nein, jetzt ist dein Sohn katholisch, habe ihn jüngst taufen lassen, und du, Karl, bist der Letzte, der Jakobli das Himmelreich verwehren kann. Zum Glück hatte Karl bereits drei Gläser Veltliner intus, war sediert und gut gestimmt. Das ist schon recht, sagte er großzügig, ich foutiere mich sowieso um die Religion. Mutter riss die Augen auf, schluckte, lachte und weinte, vor lauter Glück. Durch einen Tränenschleier erblickte sie das Himmelstor, das sich leise knirschend öffnete, für sie und Jakob und alle katholisch Getauften.

Jahre später, der Zufall wollte es, traf Jakob auf Pastor Hartmann in der Lukaskirche, just dort, wo er als Säugling zum Protestant gemacht worden war. Jakob und Hartmann kannten sich vom Stammtisch im Rössli, wo sie regelmäßig jassten und mit den Fäusten bei politischen Disputen die Tischplatte traktierten. Sag mal, Hartmann, fragte Jakob, wie ist das, wenn man zweimal getauft wurde, erst protestantisch, dann katholisch. Der Pastor lachte, winkte ab. Das ist unmöglich, zweifache Taufen gibt's nicht. Aber ich bin ein solch doppelter Täufing. Hartmann wieherte wie ein Pferd. Verzell du das im Fährimaa, lieber Jakob. Wir sehen uns morgen beim Jass.

Jakob war etwas irritiert, glaubte, sich verhöhrt zu haben. Hartmann, du bist ja nur neidisch, zum Himmel hast du als Protestant höchstens einen Ersatzschlüssel, ich aber habe einen Passepartout.

Vaters Brissago

Das brandneue Buick Coupé. Papa angetrunken, klammert sich ans Steuer, mitten im Brissagogewölk. Die Straße ist schmal, die Böschung abschüssig. Es kracht, der Buick in Seitenlage, die Scheiben geborsten, im Griff einer Tanne. Das Tobel will uns nicht, hundert Meter wären es schon gewesen. Mutter kreischt, zetert über den Alkohol, ihre Perücke zittert. Wir verlassen mühsam, auf allen vieren, das sinkende Amischiiff. Vaters Brissago wölkelt fröhlich. Und jetzt ein Bier! Das sei der Schock, bemerkt ein munterer Wanderer. Später kommt der Nachbar mit dem Hürlimanntraktor, nicht mehr brandneu. Die Drahtseilwinde schnurrt, die eisernen Haken schnappen nach der Karosse. Die Mutter schreit: Halt! Der ist neu, sorgt sich um den Lack. Der Nachbar grinst in den roten Vollbart, konstatiert Totalschaden. Jetzt kommt das Bier. Mutter trägt eine eng geschnürte Tracht, ausufernde Schweißflecken unter den Armen, auf dem Gesicht. Der Sensenmann tritt davon. Schade um das Coupé.

Die Frau meines Vaters

Lassen Sie doch Ihre Frau vor dem Einparken zuerst aussteigen, sagte der freundliche Polizist durch das geöffnete Autofenster zu meinem Vater. Kurt, steig aus, du bist jetzt meine Frau. Kurt zupfte an seiner blonden Perücke, die stets etwas schief saß, er warf noch kurz einen Blick in den heruntergeklappten Schminkspiegel, dann stieg er gehorsam aus. Seine Augenbrauen waren wie immer rasiert und darüber zog sich die dunkelbraune Farbe eines Lidstifts. Es war sommerlich heiß, unter dem Make-up ahnte man den Schweiß. Kurt war frohgemut, schenkte dem Polizisten ein Lächeln und trat von der hohen Steinmauer zurück, die ihm das Aussteigen nahezu verunmöglicht hätte.

MEINES VATERS FRAU.

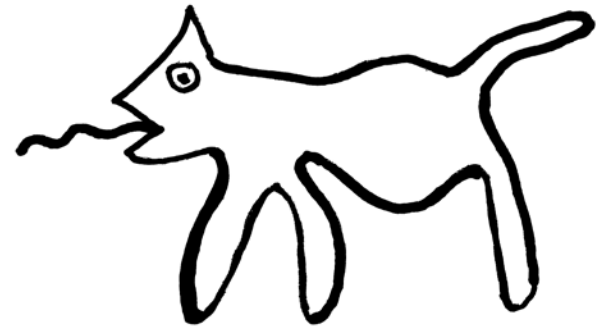
Dr. Neuenkirch hieß der Anwalt, dem Kurt vor zwanzig Jahren gegenüber saß. Es war halt, murmelte der Anwalt, Zuchthausfleisch, ein Strichjunge vom Zürcher Hauptbahnhof. Und jetzt, mein lieber Kurt – der Anwalt war gleichermaßen schwul und duzte die ihm nicht unbekanntere Frau meines Vaters –, bleibt dir nur noch die freiwillige Kastration. Dann findest du milde Richter und kriegst bloß einen Bedingten. Kurt stutzte, schwieg. Er war ein schöner Mann. Ein Adonis, und auf seine nie versiegende Potenz, sein eigentliches Lebenselixier, war er überaus stolz. Trotz seines etwas weiblichen Gehabes war er ein heimlicher Frauenschwarm. Und Kurt war ein begnadeter Sattlermeister und ein ebensolcher Verkäufer, sein guter Geschmack war überall bekannt. Seit vielen Jahren arbeitete Kurt

in der Vorhang- und Möbelabteilung eines großen Warenhauses an der Bahnhofstrasse in Zürich.

Am Vormittag hatte Frau Dr. Knoll, eine Stammkundin und begeisterte Verehrerin von Kurt, das Warenhaus mit zwei- undvierzig Laufmetern rosafarbenen Satins der Güteklasse Mirabeau verlassen, nicht ohne sich bei Kurt für dessen Beratung über alle Maßen zu bedanken. Ja, beinahe hätte sie ihn umarmt und am liebsten verküsst, wäre Kurt nicht unmerklich zurückgewichen, was, glaubte Frau Dr. Knoll, mit dem Erscheinen des Abteilungsleiters zu tun hatte. Als sie ein Taxi heranwinkte, war sie voller Vorfreude auf ihre neuen Vorhänge für ihre Villa am Zürichberg, die sie mit ihrem Bruder, dem bekannten Strafverteidiger Dr. Neuenkirch, bewohnte.

In Kurt rumorte es, keineswegs wegen Frau Dr. Knoll und dem guten Geschäftsabschluss. Es war der ungestüme Drang, die blanke Sucht nach Sex, die ihn bewegte. Jetzt, kurz vor der Mittagspause, fühlte er sich wie ein wütender, fiebriger Vulkan, ähnlich einem Dampfkochtopf, der in Kürze zu explodieren drohte. Sex war für Kurt wie für andere Leute Luft zum Atmen. Nicht mit Frauen, mit Männern, was Frau Dr. Knoll, eingeschnürt in ein unerotisches, lachsfarbenes Korsett, so oder so nicht verstehen würde. Ihr genügten schöne Vorhänge und eine herrliche Aussicht auf den Zürichsee.

Mittagspause. Hauptbahnhof. Männertoilette. Kurt flog wie ein Vogel, und was er suchte, fand er dort mühelos: ein grinsender Jüngling, Pickel im Gesicht, schwarzes Haar und blaue Augen. Man kannte sich. Die beiden waren schnell handelseinig, fünfzig Franken. Natürlich Vorkasse. Das Paar verschwand in Windeseile hinter einer Toilettentüre. Es wurde tüchtig gewichst und geküsst, Kurt verlor beinahe seine Perücke und sein Make-up glich schon bald einer Pizza Margherita nach einem zehnstündigen Kamelritt in der Sahara. Jetzt aber raus da, zischte der Stricher. Kurt verschwand mit Trippelschritten, zurück ins Warenhaus, wo er in den Lift schlich, die



Haare ordnete und das Make-up auffrischte. Leicht summend – Kurt war ein Operettenliebhaber – strebte er zur Vorhangabteilung. Dort empfing er, Frau Dr. Knoll sei Dank, ein dickes Kompliment des Abteilungsleiters. Einstweilen erlöst vom Rausch, dachte Kurt an Kaffee, ging zum Automaten und griff in seine leere rechte Gesäßtasche. Das Portemonnaie fehlte.

Du Sauhund, durchfuhr es Kurt. Das Geld war weg, ein halber Zahltag, die Ausweise auch.

Bleich wie Weißbrot stand Kurt im nahegelegenen Polizeiposten. Dem diensthabenden Polizeibeamten stotterte er ein unverständliches Grüezi entgegen, streckte seine Hände in die Luft und klagte: Ich wurde bestohlen. Aha, entgegnete der Polizist, griff nach einem grünlichen Formular und spannte dieses gemächlich in die Schreibmaschine. Name, Vorname, Geburtsdatum, Heimatort, Wohnadresse, Vorname des Vaters, Vorname der Mutter und deren Ledigengname. Kurt sprach kleinlaut in die Schreibmaschine, und das Formular wuchs und wuchs. Aha, resümierte der Polizist, bei den Herrentoiletten im Hauptbahnhof. So, so. Ein Stricher, wie alt? Können Sie ihn beschreiben? Kurt tat, wie ihm befohlen, und im Kopf des Hüters für Ruhe und Ordnung entstand schon bald ein ziemlich genaues Bild des Täters. Sind Sie schwul? Kurt bejahte kleinlaut. Den Stricher kenne ich, erwiderte der Polizist, er ist

stadtbekannt. Herr Kutter, so hieß Kurt mit Nachnamen, nehmen Sie dort drüben Platz. Der Polizist verschwand, kurz darauf erschien er mit dem handbeschellten Strichjungen. Kurt, immer noch blass, rief, das ist er, der Dieb. Und der Dieb giftete hysterisch zurück, das ist der Kerl, der mich heute im Hauptbahnhof verführt hat. Unzucht mit Minderjährigen, konstatierte der Polizist. Herr Kutter, Sie bleiben da. Der Polizist griff zum Telefon. Ja, Herr Staatsanwalt, ich habe hier soeben einen Homosexuellen verhaftet. Er wurde von seinem Opfer angezeigt, es gibt keinerlei Zweifel.

UNTERSUCHUNGSHAFT.

Dr. Neuenkirch, Kurts amtlicher Verteidiger, schüttelt den Kopf. Wie kann man nur so blöd sein! Greift sich einen minderjährigen Stricher und erstattet Anzeige wegen Diebstahls. Sapperlott. Kurt, du bist wirklich eine Pfeife. Kurt ist benebelt, gibt alles zu, unterschreibt das Vernehmungsprotokoll. Der Staatsanwalt streckt den rechten Zeigfinger in die Luft: Herr Kutter, wir sehen uns wieder.

Also, Kurt, sagt Dr. Neuenkirch, reiß dich zusammen, lass dich kastrieren. Kurt denkt an Frau Dr. Knoll, an Vorhänge der Güteklasse Mirabeau und an die Villa am Zürichberg. Und Dr. Neuenkirch denkt dasselbe. Und an den Strichjungen, der mit einer glimpflichen Jugendstrafe davonkam und bereits wieder in Freiheit ist – wohl am Hauptbahnhof. Stadtrat Künzi ist einer seiner Stammkunden. So wird gewerbsmäßige widernatürliche Unzucht zur natürlichsten Sache, zumindest in Zürich.

Kurt wurde, selbstredend freiwillig, kastriert. Das Messer führte Dr. Habermacher, assistiert von Schwester Hulda.

Die Gerichtsverhandlung ist auf einen Montagmorgen angesetzt. Kurt erscheint mit Dr. Neuenkirch. Dieser tätschelt

Kurt beruhigend die Hand, flüstert vertraulich: Du bist kastriert, du bist bald frei.

Das Hohe Gericht legt allseits die Stirnen in Falten, der Vorsitzende wirkt mürrisch, seine Frau hat ihn wieder genervt, den ganzen Sonntag über. Die Personalien werden verlesen, der Staatsanwalt plädiert auf schuldig, Dr. Neuenkirch seinerseits auf erhebliche mildernde Umstände, zitiert Kastration und Wohlverhalten. Ein kurzer Prozess. Zwei Jahre Bau, unbedingt. Kurt, der Kastrierte, schlägt die Hände vors Gesicht.

Dr. Neuenkirch blickt ungläubig auf das Kreuz hinter der Richterbank.

Ostermesse. Dr. Habermacher singt mit geschwellter Brust «Näher mein Gott zu dir». Er denkt an Eier, Ostereier, Männer-eier. Etwa siebenhundert an der Zahl, alle mit dem gleichen Messer.

Kurt wird nach fünfzehn Monaten entlassen, wegen guter Führung, heißt es.

Der Abteilungsleiter im Warenhaus hat sich von meinem Vater überzeugen lassen. Kurt sei einfach der Beste, Frau Dr. Knoll würde eine Entlassung von Kurt nie verstehen. Die Sicht auf den Zürichsee, dazu gehört er auch, der Kurt. Dr. Neuenkirch pflichtet ihr bei, denkt an den Stadtrat Künzi, nimmt einen Schluck Tee.

Kurt ist in der Vorhangabteilung der aufgestellte Kastrat. Kleine Brüste wachsen ihm, Dr. Habermacher hat ihn noch hormoniert. Frau Dr. Knoll wartet schon, im knisternden Korsett.

Die Frau meines Vaters. Kurt steigt ein, ins Auto, nach dem Ausflug auf den Rigiweg. Blickt in den Schminkspiegel. Kurt.